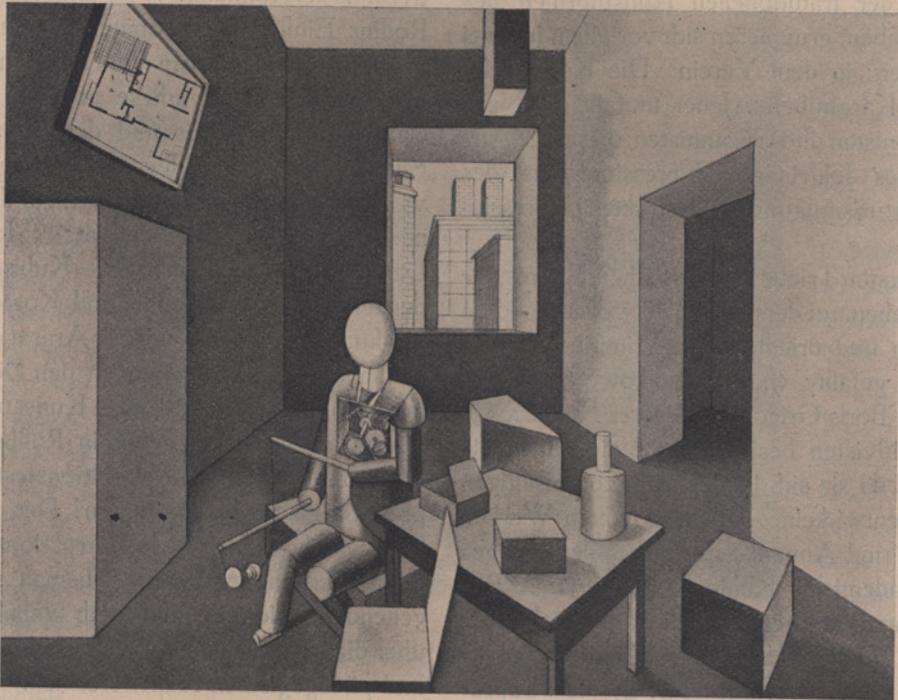


Van Goghs Briefe zählen wir schon lange zu den wertvollsten literarischen Künstlerdokumenten des 19. Jahrhunderts. Nun liegt auch der wichtigste Teil der Briefe Gauguins, des Kameraden van Goghs, in einer deutschen, von Hans Jacob besorgten Ausgabe vor. Sie umfassen den Zeitraum 1891 bis 1903. Der letzte Brief stammt vom April 1903 — am 8. Mai 1903 ist Gauguin gestorben. Alle diese Briefe sind

nach der Lektüre des Noa-Noa-Buches geglaubt haben. Und auch der Legende, die erzählt, er lebe, ganz zum Wilden geworden, ohne alle Beziehung zu Europa, noch heute, widerspricht schreiend die Wirklichkeit. Gauguin ist nie zum »voraussetzungslosen« Wilden geworden (wenn er es auch vielleicht gewollt hat), denn die ewige Geldmisere zwang ihn, immer sehnsüchtig nach Europa auszuschaun. Einmal



G. Grosz

Diabolospieler (Aquarell)

(Aus der Ausstellung »Herbst 1920«, Hans Goltz)

an den Maler Daniel de Monfreid gerichtet, die weitaus meisten kamen aus Tahiti. Zum Unterschied von van Goghs Briefen handeln nur wenige Stellen bei Gauguin von künstlerischen Ideen, das Hauptthema bildet die Klage: »Wieder kein Brief, kein Geld, die Gläubiger sind hinter mir her, ich bin krank.« Das Maori-Idyll, als das sich uns Gauguins Südseeaufenthalt immer dargestellt hat, wandelt sich hier zu einer erbärmlichen Alltagstragödie, die zu der paradiesischen Tropenlandschaft grell dissoniert. Er ist nicht »ins Paradies zurückgekehrt«, wie wir immer

nennt er die Reise nach Tahiti geradezu »ein wahnsinniges, aber trauriges und böses Abenteuer«.

Nachdem wir diese Briefe gelesen haben, steht ein neuer Gauguin vor uns, ein neues, uns unbekannt gewesenes Künstlerschicksal, welches uns einen Menschen zeigt, der, heroisch um seine materielle und künstlerische Existenz kämpfend, an dem Unverständnis und der Hartherzigkeit der bürgerlichen Gesellschaft zugrunde geht.

L. Z.